

Ich kaute an meiner Mordwaffe und nahm dann einen zögerlichen Schluck aus meinem Kaffeebecher, als ob Strychnin darin wäre.

„Also gut, ich schleiche mich gleich nach der Biologiestunde an den Direktor heran, erschieße ihn von hinten mit der goldbeschlagenen Derringer und ... ach Scheiße!“ Ich schmiß den Bleistift hin und raufte mir die kurzgeschnittenen Haare.

Man sollte doch wirklich meinen, daß das Leben in einem bunten kalifornischen Goldrauschstädtchen namens Flat Skunk, ehemals berühmt für seine mordlustige Historie, einen dazu inspirieren sollte, den Direktor der High School auf innovative Weise umzulegen. Das gehörte schließlich zu meinem Job.

Ich nahm noch einen Schluck von dem Gesöff, das man im Nugget Café statt genießbaren Kaffees ausschenkte, pochte mit meiner Mordwaffe auf die Tischplatte und zog dann einen Strich durch meinen neuesten Versuch, jemanden umzubringen. Die Papierserviette, die ich mit meiner Klaue verziert hatte, löste sich dabei beinahe in Fetzen auf.

„Mist! Mit einer Knarre kann ich den Direktor nicht umbringen. Das würden doch alle in der Schule hören – alle außer mir jedenfalls“, sagte ich.

Dieses Geständnis sorgte unter den Stammgästen des Frühstückstreffs für einiges Aufsehen. Sheriff Elvis Mercer hielt mitten im Gespräch inne, mit einem Blick, der ganz deutlich sagte: „In dieser Gegend führt man keine lauten

Selbstgespräche, Connor, Liebes. Und vor allem redet man nicht davon, andere Leute zu ermorden.“

Ich warf dem Sheriff ein Lächeln zu, wandte mich wieder dem miserablen Krimirätsel zu, das ich gerade für meine Wochenzeitung entwarf, und biß in eine Toastscheibe. „Okay, ich manipulierte die Lautsprecheranlage, und wenn der Direktor dann ins Büro geht, um am Mikrofon eine Ansage über das Rauchen in den Waschräumen zu machen –“

Zack! Ich fuhr zusammen. Eine Hand berührte meine Schulter, die ich nicht hatte kommen sehen.

Es war Lacy Penzance, die selbsternannte First Lady des Ortes. Sie sagte etwas, das ich nicht erkennen konnte, ihre Lippen bewegten sich so gut wie gar nicht.

Ich drehte das Hörgerät hinter meinem linken Ohr – das einzige Ohr, auf dem ich überhaupt etwas höre – auf volle Lautstärke, in der Hoffnung, daß mir das beim Able sen ihrer schmalen Lippen helfen würde. Für Lacy Penzance sah es wahrscheinlich so aus, als ob ich nach Flöhen kratzte.

„Schulligung“, sagte ich, während ich den Toastbissen herunterschluckte und mir dabei fast den Hals aufriß. Ich hustete und schlug mir ein paarmal auf die Brust. „Entschuldigung. Was haben Sie gesagt?“ Ich drehte mich so, daß ich ihr Gesicht besser sehen konnte.

„Ich ... sind Sie Connor Westphal?“ war alles, was ich mitbekam.

Ich musterte sie. Ich hatte sie noch nie aus der Nähe gesehen, was allerdings selbst in einer Kleinstadt wie Flat Skunk nicht weiter erstaunlich war. Wir hatten nicht sehr viel gemeinsam, außer vielleicht unserer Liebe zu dieser historischen Goldgräberstadt im Mother-Lode-Gebiet.

Sie war Seidenkostüm, Mercedes, Roquefort und Frau-

enhilfswerk; ich war zerrissene Jeans, zerbeulter 57er Chevy, Schinkensandwiches und protestantisches Arbeitsethos. Letztendlich lief es aufs Geld hinaus – die zwei Seiten der Medaille. Wir waren zwar wahrscheinlich nur ein paar Jahre auseinander – ich bin siebenunddreißig, sie sah nach Mitte vierzig aus – aber in puncto Dollars und Design trennten uns Generationen.

„Darf ich mich setzen?“

Zumindest nahm ich an, daß sie das gesagt hatte. Sie benutzte ihre Lippen hauptsächlich dazu, einen scharlachroten Lippenstift zur Schau zu tragen. Ich wischte einige Toastkrümel vom Tisch, faltete die Serviette mit den Kriminotizen zusammen und deutete auf den Platz gegenüber.

Lacy ließ sich langsam und bedächtig auf das abgewetzte, rote Kunstlederpolster nieder. Sie nahm ihre pflirsichfarbene Sonnenbrille ab und enthüllte gerötete, von winzigen Krähenfüßen und verschmiertem Make-up umrandete Augen. Die Wolke *Obsession* um sie herum reichte völlig aus, mir den Appetit zu verderben, vor allem den auf kalten Toast. Aber irgend etwas an dieser akribisch aufrecht erhaltenen Fassade rief bei mir ein gewisses Mitleid für sie hervor.

Lacy kramte nervös ein Bündel Veranstaltungstickets aus dem schwarzen Loch ihrer Handtasche und legte es auf den grauen Resopaltisch. Sie sprach wieder; ich verstand nur sehr wenig.

Selbst wenn man sehr geschickt ist, kann man nur dreißig bis fünfzig Prozent der Wörter von den Lippen ablesen, es ist also immer viel Raten dabei. Meistens habe ich einen kleinen Kassettenrecorder bei mir, falls ich später irgend etwas von einem Dolmetscher klären lassen muß. Aber an diesem Morgen hatte ich ihn nicht mitgenommen. Mon-

tags lasse ich den Tag gern langsam angehen. Und mein Hörgerät hilft nur sehr wenig. Ohne das Hörgerät höre ich nur sehr tiefe oder sehr hohe Geräusche – Baßgitarren, Autoalarmanlagen. Wenn ich zu schreiben versuche, stelle ich es oft ab.

Ohne meine Augen von ihren Lippen zu wenden, konnte ich sehen, wie sie die Tickets in ihren schlanken Fingern hin und her bog, aber was sie sagte, schien nichts damit zu tun zu haben.

„Ihnen gehört diese kleine Zeitung, die, die im ganzen Mother Lode erscheint?“

Kleine Zeitung? Anscheinend hatte sie mich ebenfalls gemustert und fand, daß ich nicht nach Zeitungsmagnat aussah. Eine Selbstgespräche führende einsame Frau in braunen Jeans und einem alten T-Shirt mit der Aufschrift „Jetzt hab ich doch glatt vergessen, Kinder zu kriegen“ entsprach wohl nicht Lacy Penzances Vorstellung von einem Medienmogul. Ich setzte mich gerader hin, um das Imageproblem wettzumachen, und schlüpfte in meine abgestreiften pinkfarbenen Mokassins zurück.

„Ja, mein Büro ist –“

Sie unterbrach mich, bevor ich auf die andere Straßenseite deuten konnte. „Ich weiß, wo Ihr Büro ist.“ Sie sah mir bedeutungsvoll in die Augen, während sie zwei Karten abriß und sie mit Bedacht auf den Tisch legte.

Auf einmal wurde mir bewußt, daß wir die Aufmerksamkeit einiger anderer Gäste im Nugget erregten. Meine Rundumsicht ist zwar nicht besser als die eines Hörenden, aber ich werde nicht von dröhnenden Baßboxen und geflüstertem Klatsch abgelenkt, so daß ich stärker auf visuelle Anzeichen achte. Ich hatte das Gefühl, daß unsere Zusammenkunft im Café auf einiges Interesse stieß.

Lacy Penzance lehnte sich näher zu mir herüber. „Ich war vor ein paar Minuten dort. Der Gentleman im Raum neben Ihrem sagte mir, daß Sie hier seien.“

Gentleman? Da mußte ich mich jetzt wirklich verguckt haben. Meinen Büronachbarn, Boone Joslin, würde ich nicht einmal im gewaschenen und nüchternen Zustand als Gentleman bezeichnen.

Jilda Renfrew, Teilzeitkellnerin mit Manikürenaspirationen, unterbrach uns mit einem Zahnpastalächeln, viel zu fröhlich für einen Montagmorgen, und brachte die heiße Schokolade, die ich bestellt hatte. Während Lacy sich abrupt wieder zurücksetzte, nahm ich mir einen Moment Zeit, die Schokolade in meinen halbvollen Kaffeebecher zu gießen. Es hatte schon etwas Anpassungsvermögen gekostet, mich von meiner Starbucks-Sucht loszueisen, aber die Vorteile meines Tauschs von Cable Car und Gourmetkaffee gegen die Historie des Goldrauschs von 1849 hatten die Einschränkungen letztlich aufgewogen. Gegen die anderen Veränderungen, die sich seit dem Umzug von San Francisco nach Flat Skunk für mich ergeben hatten, war das hier eine Kleinigkeit.

„Was kann ich für Sie tun, Ms. Penzance?“ fragte ich, nach einem wärmenden Schluck „Do-it-yourself“-Schok-Mok.

Lacy sah sich um, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, und begann zu sprechen. Ich fixierte ihren so gut wie bewegungslosen Mund und spürte, wie ich von der ungeheuren Konzentration Kopfschmerzen bekam.

„Ich kann hier nicht mit Ihnen reden. Könnten Sie vielleicht eins dieser Tombolalose für den Springfrosch-Wettbewerb am Wochenende kaufen? Dann werden alle annehmen, daß wir darüber sprechen. Und dann treffe ich Sie –“

Sie sah in ihre Handtasche hinein, so daß ich den Rest verpaßte.

Ich streckte eine Hand aus. „Entschuldigen Sie – wie bitte? Sie treffen mich dann ...?“

„Ich muß gehen“, unterbrach sie mich und sah mit einem Mal ein bißchen panisch aus. „Zwanzig Minuten. In Ihrem Büro. Bitte. Es geht um meine Schwester ... sie ist verschwunden ...“

Jedenfalls glaubte ich, daß sie das gesagt hatte. Bevor ich irgend etwas klären konnte, schnitt sie mir wieder das Wort ab und ich bekam nicht mit, was sie sagte. Ihre Angewohnheit, mich zu unterbrechen, war wirklich frustrierend. Es konnte ja nicht viel gewesen sein – nur ein paar Worte – aber ich war wirklich neugierig, was sie von mir wollte.

Immerhin war sie Lacy Penzance, die Witwe des ehemaligen Bürgermeister Reuben Penzance, der kürzlich auf den Pionierfriedhof umgesiedelt war. Sie war eine Ikone in Flat Skunk, ein Relikt aus der reichen, eleganten Goldrausch-Blütezeit dieser mittlerweile provinziellen und allen Goldes beraubten Stadt. Wenn sie nicht gerade Tombolalose für wohltätige Zwecke verkaufte, verbrachte Lacy den größten Teil ihrer Zeit allein im viktorianischen Penzance-Herrenhaus drüben an der Penzance Street, nicht weit vom renovierten Penzance-Hotel. An den Ladenfronten war oft der Name „Penzance“ zu lesen, wenn nicht irgendeine Goldgräberanspielung daran prangte, um die Touristen anzulocken: die Penzance-Videothek stand neben dem „’Nother Lode“-Windelservice, und Penzance-Immobilien hatte sich neben dem „Slim Chance“-Fitneßstudio eingemietet. Man konnte keine zwei Schritte gehen, ohne auf diesen allgegenwärtigen Namen zu stoßen.

Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Penzance-Fami-

lie versucht, die Stadt nach sich zu benennen. Aber die Einwohner wollten nichts davon wissen. Der Name Flat Skunk blieb hängen, wie ein übler Geruch. Es hätte allerdings schlimmer sein können. Viele der ursprünglichen Städtenamen im Mother Lode sind so unanständig, daß man sie nicht drucken könnte. Und der Rest ist genauso originell wie Flat Skunk: Gomorrha, Humbug, You Bet, Whiskey Slide, Poker Flat und Git-Up-And-Git.

Ich würde mich auf jeden Fall mit ihr treffen, schon um herauszufinden, was so wichtig sein konnte, daß sie meine Hilfe benötigte. Hoffentlich war Jeremiah Mercer, mein Assistent, da, um für mich zu dolmetschen. Ich wollte kein einziges Wort verpassen.

„In Ordnung. In meinem Büro.“ Hoffentlich hatte ich es leise gesagt.

„Das macht dann vier Dollar, bitte.“ Diesmal hatte ich keine Probleme, ihre Lippen zu lesen. Ihre übertriebenen Mundbewegungen waren mit Sicherheit für die Zuschauer bestimmt. So, sie würde mir also Geld für zwei Froschhüpftickets abknöpfen, die ich noch nicht einmal haben wollte. Falls das hier ein Schwindel sein sollte, war sie eine begnadete Trickbetrügerin.

Ich blechte, dankte ihr ohne große Begeisterung für die Tickets und stopfte sie in meine Jeanstasche, während sie zu den nächsten ahnungslosen Frühstücksgästen weiterging. Ich beobachtete neugierig, ob sie die wohl mit ihrer Verkaufsstrategie festnageln würde, schlürfte meinen Beinahe-Schok-Mok und faltete die Serviette mit dem Krimirätsel auseinander.

„Na, hast du Redaktionsschluß, Connor?“ fragte Sheriff Mercer, als er auf dem Weg zur Kasse an meinem Tisch stehen blieb. Jedenfalls glaubte ich, daß er das sagte. Der

Zahnstocher, der ihm aus dem Mund hing, machte das Ablesen nicht gerade einfach. Gott sei Dank hatte er wenigstens das in Skunk so beliebte Tabakkauen aufgegeben.

„Acht Uhr siebenunddreißig am Morgen ist viel zu früh, um den perfekten Mord zu planen, Sheriff. Redaktionsschluß hin oder her.“

„Wen willst du denn diese Woche umbringen? Den letzte Woche hab ich rausgekriegt. Ich wußte, daß es der Zahnarzt war. Mich hast du nicht reingelegt.“ Er grinste stolz und klopfte mit einem Wurstfinger auf den Tisch.

„Kannst es genausogut aufgeben, Connor. Wir kümmern uns schon drum, wenn hier irgendwelche mysteriösen Morde passieren. Halt du dich lieber ans Nachrufeschreiben.“ Er zog den Bund seiner Khakihosen hoch und schlen- derte hinaus, als ob er überhaupt keine Probleme hätte. Dieses ruhige Äußere war es, das Sheriff Mercer in seinem Job so erfolgreich machte. Und er löste doch tatsächlich absolut jedes meiner Krimirätsel!

Ich starrte aus dem Fenster auf die bubble-gum-farbenen Blüten der Zierpflaumen, die den alten Pionierfriedhof auf der anderen Straßenseite wie rosa Wölkchen einrahmten. Sie gaben der barschen alten Goldgräberstadt einen eigenartig unpassenden, zart-flaumigen Anstrich, wie bei der vor lauter Alter wegbröselnden Hochzeitstorte in Dickens' *Große Erwartungen*. Hier war es egal, ob ich die Schreie der Eulen oder das Rauschen des Flusses hören konnte oder nicht – ich fühlte den Herzschlag der Goldsucher in dieser alten Stadt, die ich jetzt meine Heimat nannte. Ich vermißte San Francisco kein bißchen, ich liebte einfach alles am Mother Lode.

In den frühen Goldgräbertagen war Mord ein beliebter Zeitvertreib in Flat Skunk. Meiner Urgroßmutter Sierra

Westphal zufolge wurden in den fünf Jahren, nachdem 1848 in Kalifornien Gold gefunden worden war, 836 Goldgräber zerstückelt, gehängt, erschossen, erstochen oder mit Äxten erschlagen. Sierra, oder Grancy, wie mein Vater seine Großmutter nannte, schrieb in ihr zerfleddertes Tagebuch: „Meiner Ansicht nach ist die eigentliche Goldgrube hier die Leichenhalle.“ Zum Teil ist sie dafür verantwortlich, daß ich hier bin.

Damals standen mehr Bordelle und Saloons entlang der schlammigen, „mit Gold gepflasterten“ Straßen, als alle Kirchen, Banken, Leichenhallen und Gefängnisse zusammengenommen. Heute ist das Land des Goldes sozusagen der Dachboden Kaliforniens, eine harmlose Ansammlung von Touristenfallen, trendigen Boutiquen, Bed-and-Breakfast-Pensionen und Pseudo-Goldgräbertouren. Das schlimmste, was einem passieren kann, ist, daß man einem tabakkauenden Zielspucker in die Schußlinie gerät.

Und dieser Kaffee.

„Mehr?“ fragte Jilda, und zog dabei eine kornische Nase kraus, wie sie bei alten Familien zwischen Rough & Ready und Angel's Camp häufig zu sehen war.

Sie entspannte ihre Gesichtszüge wieder und stupste mit funkelnden Fingernägeln an ihrer dauergekräuselten Frisur herum. Ich hatte mir schon ziemlich zu Anfang das feste Versprechen gegeben, ihr Angebot einer kostenlosen Einführungsmaniküre nicht anzunehmen. Sonst würde ich jetzt wahrscheinlich straßsteinverzierte ellenlange Acrylnägel in Neonlila zur Schau tragen.

„Hast du mich gehört, Con?“ sagte sie, und hob zur Illustration die Kaffeekanne hoch.

„Hast du ein Gegengift?“ fragte ich zurück, als sie ein-

schenkte. Bevor ich mich hier niederließ, dachte ich immer, daß der letzte Idiot in einem Diner wie dem Nugget arbeiten könnte, solange er gleichzeitig Kaugummi kauen und einen Stift halten konnte und nicht gerade an Cholera erkrankt war. Aber die Geschicklichkeit, mit der Jilda aus einer Höhe von einem Meter Kaffee einschenkte, ohne dabei einen Tropfen zu verschütten, hatte eines meiner vielen Vorurteile korrigiert.

Ich versuchte, meine Gedanken wieder auf mein aktuelles Anliegen zu lenken – den wöchentlichen Redaktionsschluß – und schaute dabei unverwandt auf die falsche Fassade des Hotels gegenüber. Das idyllische Bild verschwand, als einer der guten alten Jungs der Stadt von der anderen Straßenseite auf das Café zusteuerte. Sein schwerfälliger Gang und leicht tolpatschiges Gehabe lenkten mich vom Anblick der blühenden Bäume ab, und von meinem halbherzigen Versuch, ein neues Krimirätsel zu entwerfen.

Mickey Arnold, in den unvermeidlichen Levis 501 und einem khakifarbenen Sheriffhemd, winkte grinsend und steckte überflüssigerweise sein Hemd fester in die Hose, als er sich dem Fenster des Cafés näherte. Er machte das nicht aus Eitelkeit, dachte ich, es war eher etwas wie Unsicherheit. Und dabei war der Hilfssheriff knapp über dreißig.

Ich winkte zurück, auch wenn mir seine Körpersprache mehr verriet, als ich wissen wollte. Ich bin zwar gehörlos, habe aber trotzdem keinen Super-Röntgenblick, wie einige „Hörige“ zu glauben scheinen. Wo ich eine Veränderung des Tonfalls oder feine stimmliche Nuance nicht bemerke, kann ich statt dessen Mimik und Körpersprache gut genug lesen, um zu sehen, was vielen Hörenden entgeht. Das Zucken einer Augenbraue oder eine Verlagerung des Körpergewichts sagen manchmal mehr als viele Worte.

War Mickey sich darüber klar, daß er mit seinem Gokeln und Stolzieren alle möglichen Botschaften in die Welt schrie? Aber es war auch egal – denn das alles sollte sich im nächsten Moment entscheidend ändern. Lacy Penzance, immer noch attraktiv und untadelig gekleidet, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Tickets gerichtet, die sie in ihre Handtasche stopfte, war auf dem Weg zur Tür – und hielt genau auf Mickey zu.

Ich winkte ihm warnend, aber er hielt das anscheinend für einen Flirtversuch. Er warf noch einen Blick auf sein Spiegelbild im Fenster, strich sich über den Bürstenschnitt und überprüfte, ob sein Gürtel auch nicht verdreht war.

„Paß auf!“ formte ich stumm mit den Lippen durch die Scheibe. Aber Deputy Arnold war viel zu sehr damit beschäftigt, sich schön zu machen, um mir vom Mund abzulesen. Es ist mir immer etwas peinlich, in der Öffentlichkeit die Stimme zu erheben. Wenn ich die Kontrolle verliere, höre ich mich schrill und verzerrt an, hat man mir gesagt. Ich wartete noch ein paar Augenblicke und schrie dann los, als er sich gerade umdrehte. Zu spät.

Wirklich schade, denn er sah gar nicht attraktiv aus, wie er da so im Eingang des Nugget Cafés ausgestreckt auf der erschrockenen, nach Luft ringenden Lacy Penzance lag.

Nach dem Ergebnis zu urteilen, mußte der Zusammenprall hart und kraftvoll gewesen sein. Fast spürte ich ihn selbst. Lacys Ticketrolle und der Inhalt ihrer Handtasche hatten sich in alle Himmelsrichtungen verteilt – unter Tischen, Theken und Füßen – während Hut und Sonnenbrille des Hilfssheriffs mit Höchstgeschwindigkeit im Dreck landeten. Es war geradezu ein Wunder, daß er Lacy Penzance nicht k.o. geschlagen hatte, so heftig hatte er sie gerammt.

Wäre sie k.o. gegangen, dann hätte ich keinen Giftsumach-Ausschlag bekommen, meine Unterwäsche wäre immer noch in der obersten Schublade, und ein paar Bürger von Flat Skunk wären noch am Leben.

Leseprobe aus:

Penny Warner : *Körpersprache einer Toten. Ein Fall für Connor Westphal.* Aus dem Amerikanischen von Trixi Flügel. Broschur / Paperback, 376 Seiten, Signum 1999, ISBN 3-927731-71-4. EUR 12,50

© Signum 1999

Signum GmbH  
Schloßstraße 4  
23883 Seedorf  
Germany

fon ++49 - (0) 45 45 - 79 10 56

fax ++49 - (0) 45 45 - 79 10 57

[www.signum-verlag.de](http://www.signum-verlag.de)  
[info@signum-verlag.de](mailto:info@signum-verlag.de)

Der Titel ist erhältlich über jede Buchhandlung oder  
direkt beim Signum Verlag, Seedorf.